

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 69. Bydgoszcz/ Bromberg, 25. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von

Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(22. Fortsetzung.)

In ihrer Verzweiflung kam Peggy auf den Einfall, Alices Chef, Henry Lawton, zu kabeln. Bailie versprach sich nichts davon, aber er ließ Peggy gewähren und war sogar froh darüber, daß sie nach Stunden stumpfen Schmerzes neuen Auftrieb bekam. Kurze Zeit später traf bereits Lawtons Antwort ein, daß er nach rund vierundzwanzig Stunden mit dem fahrplanmäßigen Flugzeug in Havanna eintreffen werde.

Während dieser Wartezeit versuchte Peggy, eine neue Unterredung mit Tom herbeizuführen. Ihr Versuch scheiterte an Toms Weigerung, sie zu empfangen. Aber Quintara war anständig genug, diese Antwort zu verschweigen. Er teilte Peggy mit höflichem Bedauern mit, daß er die Zusammenkunft leider verweigern müsse, um „einer Verschleierung des Tatbestandes" vorzubeugen und außerdem sei Howard von mehreren inzwischen erfolgten Verhören angegriffen und ruhebedürftig. Er steckte Peggys Drohungen und Vorwürfe schweigend ein und pustete erleichtert, als sie endlich davonrauschte. Ihr Temperament ging ihm auf die Nerven, er hatte Temperament bisher für ein Privileg seiner dunkelhäutigen Gattin gehalten. —

Das Flugzeug, das Lawton nach Havanna brachte, wasserte fast auf die Minute pünktlich in der Ensenada de Marimelena im Osten des großen Hafenbeckens. Peggy holte Lawton in einem von Bailie gecharterten und aufgesteuerten Motorboot ab. Sie hatte Lawton seinerzeit nur flüchtig kennengelernt, aber er erkannte sie sofort. — Weiß der Himmel, was ihn, einen alten und nicht immer gesunden Herrn zu einer so raschen und gewiß recht anstrengenden Luftreise bewogen hatte. Vielleicht mehr als die Gefahr — die einem so guten und angesehenen Kunden wie Howard drohte — die Sorge um Alices Schicksal, für die, obwohl sie ihn so tief enttäuscht hatte, die zarte Flamme einer väterlichen Zuneigung in seinem alten Herzen nicht ganz erloschen war.

Er ließ sich von Peggy die Ereignisse ausführlich schildern, hörte schweigend und aufmerksam zu und erzählte Peggy und Bailie schließlich genauer, als er es in der kurzen Benachrichtigung an Howard zu tun imstande gewesen war, über den von Alice am Abend der Abreise begangenen Diebstahl. Er wäre nie darauf verfallen, sie zu verdächtigen, wenn nicht der von ihr vergessene Handschuh und die Fingerabdrücke sie verraten hätten. Merkwürdigerweise jedoch hätte er außer dem Handschuh zwei Zigarettenreste mit Rosenblattmundstück am Tatort aufgefunden, eine Entdeckung, die ihm viel Kopfzerbrechen verursacht, da Alice Lißner seines Wissens niemals geraucht habe.

Lawton selber war ein eingeschworener Nichtraucher und seine Stimme klang bei der Erwähnung dieses Stummelfundes besonders bekümmert; sie klang, als hätte er den Diebstahl und Vertrauensbruch Alice zur Not noch verziehen — die Zigarettenreste aber nie!

Peggy konnte diesen Punkt, der Lawton so sehr zu bekümmern schien, leicht aufklären. Sie erzählte, ihr Bruder habe ihr mitgeteilt, daß Alice und ihr Liebhaber Dexter zusammengearbeitet hätten, und sie meinte, daß die Zigarettenreste fraglos von Dexter herstammten.

Lawton machte ein Gesicht, als ändere das die ganze Sachlage gewaltig. Peggy aber fuhr fort, daß ihr Bruder Alice Lißner nach Empfang des von Lawton abgesandten Kabels überführt und die gestohlenen Sachen, die Dexter und Alice in Miami verkauft hätten, zurückerworben habe.

Aber Lawton hörte nur mit halbem Ohr zu.

„Also Sie sind dessen sicher, mein liebes Kind", murmelte er, „daß Alice nicht geraucht hat, wie...?"

„Ganz sicher!" antwortete sie ein wenig heftig und gereizt und warf Bailie einen verzweifelten Blick zu, der zu fragen schien, aus welchem Grunde sie eigentlich diesen zweifellos schon reichlich vergreisten alten Herrn nur so sehnsüchtig erwartet hatte und was von ihm überhaupt für eine Hilfe kommen konnte.

Mr. Bailie wurde zu seinem Erstaunen nicht, wie er erwartet hatte, in das Zimmer des Kommissars Quintara geführt. Derselbe Kriminalassistent, der ihn schon vom Schiff geholt hatte — sich Peggys heftig angebotene Begleitung ebenso milde wie bestimmt verbittend — brachte ihn jetzt durch unbekannte lange Gänge in einen anderen Teil des Justizgebäudes, hieß ihn in einem leeren Wohnzimmer warten und verschwand. Bailie war allein; und nun fand er endlich unbeobachtet die Gelegenheit, sich die Stirn zu wischen, die triefend naß was, obgleich es den jungen Offizier eher fror, und er in tiefen Zügen gern eine Zigarette geraucht hätte, die ihm sehr not tat.

Es war nicht angenehm gewesen, plötzlich und unvorbereitet den toten Clyne oder Dexter zu sehen. Er lag auf einem Steinpodest, mit einem groben Leinentuch zugedeckt, das man rasch und rücksichtslos zurückgerissen hatte. Da lag er also, sonderbar groß, schien es Bailie, das Gesicht eingefallen und verfärbt, mit einem hintergründigen Lächeln das nicht zu deuten war. Nackt lag er da und in seiner Herzgrube war ein fingernagelgroßer rostroter Fleck. „Sie erkennen ihn deutlich?" fragte der Beamte. Bailie nickte.

„So lächeln sie alle", brummte der Mann, indem er das Tuch über den Toten breitete, „gerade als ob es ein Vergnügen wäre, hier zu liegen."

Und nun, nach dieser überraschenden und häßlichen Begegnung, stand Mr. Bailie hier und wartete.

Nach einer Viertelstunde endlich erschien ein Schreiber und führte ihn in das Zimmer. Hinter einem Schreibtisch, auf dem sich außer einem Telephon nichts, aber rein nichts befand und dessen Platte vor Sauberkeit spiegelte, saß ein alter Herr mit der ins Gelbliche spielenden Hautfarbe des reinblütigen Kreolen; er trug einen schneeigen Knebelbart, den er gern zwischen den Fingern drehte; sein volles Haar war ebenso schlohweiß wie der Bart, die Augen aber leuchteten pechdunkel und trotz ihres Alters überaus lebhaft. Es war, wie sich herausstellte, Senor Don Mora-

les da Rojas y Zorilla, der Untersuchungsrichter, in dessen Hände der Fall übergegangen war. Während Bailie über seine Personalien mechanisch Auskunft gab, dachte er, daß dieser Wechsel von Quintara auf Rojas scheinbar sehr begrüßenswert sei; hoffentlich hielt der Untersuchungsrichter, was sein feines, gepflegtes Äußere versprach.

„Sie haben also den Toten im Schauhaus in Augenschein genommen?" fragte Rojas in gutem Englisch, das unverderbt war von Mulattenzungen und Broadwayslang.

Bailie nickte.

„Und wer ist er?"

„Unser Fahrgast", antwortete Bailie ohne Zögern. „Dieser Mister Clyne — oder Dexter. —"

Rojas pochte leise mit dem spitzgefeilten langen Fingernagel auf die Tischplatte, eine Bewegung, die er liebte und die klang, als hämmere ein Jungspecht an einer harten Telegraphenstange. „Wer ist er nun wirklich?" fragte er, „Clyne oder Dexter?"

Bailie blickte ihn erstaunt an. „Das weiß ich doch nicht", antwortete er, „in unseren Schiffslisten heißt er Clyne."

„Dann bleiben wir vorderhand dabei", entschied Rojas. „Wir wünschen keine Vermutungen. Oder haben Sie einen Beweis, daß dieser Clyne in Wirklichkeit Dexter heißt?"

„Beweis —?" dehnte Bailie. „Allerdings nicht —"

„Nun also." Rojas blickte seine Fingerspitzen an, die er zusammengepreßt hatte. „Ich darf voraussetzen, daß Sie alles wissen, was Ihrer Linie über den Fahrgast bekannt ist?"

„Ja, Sir. Nämlich nichts. Offiziell wenigstens. Er hat seine Überfahrt ordnungsgemäß gebucht und bezahlt. Hingegen hat er eine Menge Schulden an Bord hinterlassen. Er ist der Linie —", er betonte das Wort ein wenig, „als typischer Glücksritter aufgefallen, wie sie sich häufig auf unseren Schiffen einzuschleichen versuchen. Man würde, hätte er noch einmal eine Passage zu buchen versucht, ihn wahrscheinlich abgewiesen haben."

„Die Linie —", wiederholte Rojas behaglich. „Und Sie selbst?"

„Ich —", Bailie dachte an Clynes Versuche, sich Peggy zu nähern. „Oh, ich habe keine anderen Beobachtungen gemacht."

„Daß er vielleicht Richard Dexter heißen mag, wissen Sie von Miß Alice Lißner?"

„Indirekt. Direkt von Miß Peggy Howard."

„Also wissen Sie eigentlich nichts von Belang", entschied Rojas. „Nun gut. Die Hauptsache ist ja erledigt. Ich wünschte keine der beiden Damen mit dem Anblick des Toten zu belästigen. Ich danke Ihnen, Sir. Guten Morgen."

Bailie — er war höchst unzufrieden — hatte kaum das Zimmer verlassen, als der Schreiber von Rojas ein entschlüsseltes Codetelegramm der Newyorker Kriminalpolizei legte. Es war die Antwort auf ein Fragekabel, das Rojas dorthin geschickt hatte, und betraf Clyne-Dexter. Rojas steckte sich mit den schlanken, bis über das zweite Glied gebräunten Raucherfingern eine Zigarre an und vertiefte sich in das umfangreiche Schriftstück. Es war lesenswert, höchst lesenswert sogar.

Richard Dexter war, dem Newyorker Polizeinachrichtendienst zufolge, ein recht übler Geselle gewesen; er hatte Alkohol geschmuggelt, den Schlepper für Nachtlokale übelster Art gemacht, Erpressungen an reichen älteren Damen verübt, ohne je recht gefaßt werden zu können; seine Wege waren zuweilen in die Politik gegangen, Wahlfälschungen und -beeinflussungen standen auf seinem Konto, doch alles war stets so geschickt ausgeführt, daß die Polizei trotz ihres Wissens niemals hatte zupacken können. Nur zuletzt hatte Dexter wie es schien, einen Fehler gemacht; er hatte Schecks gefälscht in der Hoffnung, jener alte Herr, dessen Namen er mißbraucht hatte, werde aus gewissen Gründen darauf verzichten, ihn anzuzeigen; der alte Herr hatte aber nicht darauf verzichtet. Freilich suchte die Polizei Mr. Dexter nicht in Kuba, sondern in Seattle im Staate

Versöhnendes Licht.

Auf den Wegen, die du gehst,
Gehn die goldnen Sterne mit,
Und das Land, auf dem du stehst,
Trägt die Spur vom Sonnenschritt.

Ferne Berge, die du siehst,
Sind vom Morgenglanz gekrönt,
Und das Licht, vor dem du kniest,
Hat dich mit der Nacht versöhnt.

Käthe L. Kamossa.

Washington; die Nachricht, aus einer intimen Freundin Dexters in langwierigen Verhören mühevoll herausgeholt, schien ziemlich zuverlässig und man bäte daher, sich zu vergewissern, ob der fragliche Mann wirklich jener Richard Dexter sei. Die Zahlen von Dexters Fingerabdrücken nach dem Berliton-System füge man bei. (Sie waren inzwischen schon mit denen der Leiche verglichen und für übereinstimmend befunden worden. Triumph! Newyork hatte unrecht, Dexter in Seattle zu suchen. Hier war er.) Sei er es aber, so mache die Newyorker Polizei schon jetzt darauf aufmerksam — Rojas hatte sie nur um Aufklärung gebeten, ihr aber über den Fall selber nichts mitgeteilt — daß sie ein Auslieferungsbegehren stellen werde. Ein Haftbefehl gegen Dexter laufe; er sei drei Stunden vor seiner Festnahme verschwunden. Und endlich bitte man um umgehende Mitteilung, was in Havanna gegen ihn vorliege.

Über Thomas Howard wußte man in Newyork nichts, außer, daß er ein vermögender und vertrauenswürdig scheinender Importkaufmann sei. Ebenso mager war der Bescheid über Alice Lißner; doch fand die Newyorker Polizei es auffallend, daß auch über dieses Mädchen das sie gleichermaßen mit beiden Männern in Zusammenhang bringen zu können glaubte, von Havanna aus recherchiert werde, sie könne vielleicht als eine Art Bindeglied zwischen beiden angesehen werden. — Frage nur, wozu. Über Peggy Howard und Mr. Bailie war nichts von Belang bekannt. Zuletzt bot Newyork die Entsendung eines Kommissars an, falls Havanna das erwünscht sein sollte.

Rojas spitzte die Lippen, als er diesen letzten Satz las. Er hätte gern gewußt, wer jener kompromittierte und anscheinend doch von der Polizei geschützte alte Herr sei; es mußte ein Mann von Rang sein, der sich von Dexter allerlei Dinge hatte besorgen lassen — nun, man kannte das ja; auch alte Herren von Rang waren zuweilen nicht ohne Begierden, die ihnen nicht gemäß waren. Newyork schien jedenfalls allen Grund zu haben, die Polizei von Havanna nicht allzu tief in diese Dinge hineinleuchten zu lassen. Jetzt, da Dexter ein toter Mann war, konnte sie freilich davor sicher sein.

Das Codekabel wurde samt seiner Entzifferung sorgfältig in eine Mappe gelegt und diese fortgeschlossen. Dann überblickte Rojas den leeren Tisch und lehnte sich zurück. Es war ein sehr seltsamer Fall. Zwei bisher untadelige Menschen behaupteten steif und fest, einen Lumpen umgebracht zu haben. Vielleicht hatte der Kommissar Quintara nicht unrecht mit seinem Eindruck, der eine versuche den anderen zu decken. Und doch, wäre es denkbar, daß zwei intelligente, gebildete Menschen — und das waren beide — einander deckten, während keiner etwas getan hatte?

Aber da lag drüben im Schauhaus der tote Mann. Jemand mußte ihn ja schließlich ums Leben gebracht haben. Er oder sie — sie oder er. Warum einen Dritten annehmen? Soweit Rojas den Fall schon jetzt überblicken konnte, hatten beide gute Gründe gehabt, dem Toten etwas anzutun; hingegen konnte er zumindest jetzt noch keinen Dritten sehen, bei dem das ebenso der Fall war. Wahrscheinlich waren alle diese Spekulationen unfruchtbares Zeug.

Rojas läutete und befahl, die Haftgefangene Alice Lißner vorzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Tausend Nelken.

Kurzgeschichte von Traugott v. Schlieben-Crosta.

Die Wände des großen Zimmers waren von einer trostlosen Kahlheit, die Mrs. Gardener nachgerade auf die Nerven ging. Dazu diese schauerlichen Möbel, die in den neunziger Jahren hochelegant gewesen sein mochten.

Oh, das ganze große Riviera-Hotel mit seinem verblaßten, schalgewordenen Luxus ging Mrs. Gardener auf die Nerven. Die einzige Rechtfertigung dafür, hier zu sein, war eben die, daß man irgendwo sein mußte, wenn man solch rastloses Wanderleben führte, wie sie es tat.

Sie war recht froh, als die tausend Nelken kamen, die sie sich heute vormittag auf dem Blumenmarkt von San Remo gekauft hatte. Tausend Nelken, ein Luxus, den sie sich in Amerika nie würde haben leisten können. Hier bedeutete es nicht viel.

Sie begann die Blüten in verschiedene Vasen zu verteilen, die sie auf die Kommode, den Nachttisch, den Wäscheschrank stellte. Sie lachte bitter und ärgerlich. Es half nichts. Auch tausend Nelken, jede ein kleines Kunstwerk der Natur, vermochten dieses scheußliche Hotelzimmer nicht schöner zu gestalten und nicht, ihre Depression zu vertreiben.

Sie klingelte und ließ das Diner kommen. Schon längst hatte sie es aufgegeben, im Gasthaus zu essen.

Gleichgültig aß sie ihre Mahlzeit herunter und ließ abräumen. Und nun hatte sie einen Abend vor sich, einen Abend wie alle anderen, an dem sich nichts ereignen würde.

Sie ging auf den Balkon hinaus. Tief unter ihr lag die Stadt San Remo. Der Corso dell'Imperatrice mit seinen zahllosen Lichtern, die dunkle Fläche des Meeres. Es duftete ein wenig nach Mimosen, die in großen Büschen im Park des Palace-Hotels blühten. Auch das langweilte sie. Irgendwo verborgen, vom Hotel bezahlt, spielte ein Mandolinentrio Schlager, die vor fünfzig Jahren das Herz ihrer Großmutter gerührt haben mochten.

Ach richtig: es war ja eine Reisegesellschaft von hundertfünfzig Deutschen heute nachmittag für etliche Tag angekommen. Daher wohl diese Umstände. Sie stemmte gelangweilt ihre Hände auf das kalte Gitter des Balkons.

Und plötzlich sagte eine Stimme neben ihr: „Wie schön das alles ist: der Sternenhimmel, der Mimosenduft — — wie ein Märchen."

Mrs. Gardener wandte sich um, als habe sie eine Viper in die Seite gestochen. Auf dem Balkon des Nachbarzimmers stand ein junger Mensch. Er war sehr schlank. Seine Silhouette hob sich deutlich ab von dem erleuchteten Rahmen des offenen Fensters.

Das Englisch des jungen Menschen hatte einen fremdartigen Akzent. „Um diese Zeit schneite es jüngst in Berlin, und ein eisiger Wind wehte über den Potsdamer Platz. Und jetzt duften die Mimosen, der Himmel ist wie der Sommerhimmel und ich darf im Palace-Hotel wohnen. Es ist wie ein Traum."

Msr. Gardener lächelte gerührt und ein wenig verlegen: „Sie sind gewiß zum erstenmal an der Riviera?"

Sie dachte, wie gut es wäre, daß er ihre Gedanken nicht hatte lesen können. Sie enttäuschte nicht gern einen Menschen. Und dieser war jung und reizend. Der schwärmerische Ausdruck auf seinem Gesicht rührte sie. Unwillkürlich blickte sie auf den Sternenhimmel. Er war tatsächlich schön. Und der Wind, der über ihre Schultern strich, war weich und warm. Sonderbar, daß sie es nie vorher bemerkt hatte. Und eigentlich war es erstaunlich, daß die Mimosen so duften konnten um diese Jahreszeit.

Wenn sie an die fürchterliche Kälte in Newyork dachte... Mrs. Gardener fühlte eine plötzliche Zufriedenheit in sich aufsteigen, die sie seit langer Zeit nicht gekannt hatte.

„Zehn Tage darf ich hier bleiben. Zehn Tage im Palace-Hotel in San Remo. Denken Sie! Das ist ein Erlebnis fürs Leben."

Mrs. Gardener lächelte nicht. Sie war beschämt. Wenn sie daran dachte, welche Empfindungen ihr soeben noch die Eleganz des viktorianischen Palace-Hotels eingeflößt hatte! Ganz spontan sagte sie: „Ich habe einen Wagen. Wenn es Ihnen Spaß macht, kann ich Ihnen etwas von der Umgebung zeigen. Wir können nach Ospedaletti und Bordighera fahren."

„Oh, vielen Dank. Sie sind sehr gütig."

„Ich bin gar nicht gütig. Sie sind gütig", sagte Mrs. Gardener und geriet neuerlich in Verlegenheit. Sie wollte etwas sagen, wie dankbar sie sein müsse, aber sie ließ es dann doch. Es war so schwer, Gedanken in Worte umzusetzen. Sie hatte sich nie darauf verstanden.

Das Mandolinentrio spielte soeben die letzten Takte von „Sul mare luccica . . ." Die Palmen zeichneten sich deutlich im Licht des Mondes ab. Dieselben Palmen, die sie bis zur Unerträglichkeit gelangweilt hatten.

„Wie schön diese Natur ist", sagte die Stimme auf dem Nachbarbalkon.

„Ja, die Natur ist immer schön", sagte leise Mrs. Gardener, „vorausgesetzt allerdings, daß man sie in der richtigen Gesellschaft betrachtet."

Sie lächelte ein wenig. Es fiel ihr ein, daß sie schließlich noch immer eine junge Frau war, trotz einer gescheiterten und geschiedenen Ehe.

„Gute Nacht, auf morgen! Und vielen Dank."

Sie schloß die Tür des Balkons hinter sich, als fürchte sie, die Antwort zu hören.

In dem großen, kahlen Hotelzimmer blühten tausend Nelken. Aber es war gar nicht mehr kahl. Tausend Nelken . . .

Man mußte dankbar sein. Tausend Nelken. Und jede war ein kleines Kunstwerk.

Das Todesrad von Suli.

Kurzgeschichte von Götz von Riebelschütz.

Im Epirus, zu Suli, sitzen sie in der Taverne. Laut lärmend sprechen sie das Lob der Väter, der tapferen Kämpfer für die Freiheit Griechenlands. Und nicht zuletzt gedenken sie der Frauen, ihrer Mütter. Die stürzten sich, der Schmach der türkischen Gefangenschaft auf würdige Weise zu entgehen, den Reigen tanzend, singend in den Abgrund vor den Toren.

Der Krieg war einst das Handwerk dieses kleinen Hirtenvolks, und die Jungen jetzt sind es leid, in friedlicher Beschaulichkeit zu leben. Der Stimmung geben sie in rauhen Worten Ausdruck, da tritt ein Mann in die Taverne, ein Fremder aus der Landeshauptstadt, ein Händler seines Zeichens, der trägt ein fettes Hähnchen unterm Arm. „Landsleute", ruft er, „seht, hier, den Kapaun könnt ihr gewinnen! Macht eure Sätze: jeder einen Taler! Und jeder wähle eine Zahl! Das Los entscheidet über zwanzig Lose. Mehr will ich nicht. Ihr seht: die Chance ist nicht klein!"

Man drängt sich lärmend, lachend, fragend um den Mann. Er bietet etwas Neues. Ein jeder läßt sich noch einmal das Spiel erklären. Ein jeder zückt aus seinem Beutel den verlangten Taliron. Und jeder wählt die Zahl, die ihm als glücklichste erscheint.

Doch da ergibt es sich, daß einer mehr ist als die zwanzig Lose und keiner gern zurückstehen mag. Der Händler freilich ist zu seinen Gunsten gern bereit, ein Los darüber auszustellen, doch jeder meint, spielt einer mehr, dann wird sogleich die Chance des Gewinns geringer. Man streitet hin und her.

Der Wirt sieht dem Geraufe eine Weile zu, dann geht er, aus dem Hof ein Wagenrad zu bringen. Er spießt es auf einen Pfahl, den stößt er in die Zimmermitte, setzt auf des Rades Achse ein Pistol, um es mit einer Zündschnur zu verbinden, und lädt die Waffe scharf.

Sofort entsteht Bewegung. Schon klatscht man Beifall. Die Zögernden, sie werden mitgerissen. Und alle springen auf die Tische. Ein jeder nimmt das Glas und trinkt den anderen lachend zu. Und wenn sie sich ein „Langes Leben!" wünschen, so finden sie doch nichts dabei, im selben Atemzug das Leben zu verspotten und einen Spaß zu treiben nach Suliotenart: den Tod zu rufen als Gesellschaftsspiel.

Sie drängen sich im Kreise um das Todesrad — Spartaner eines neuen Hellas — und bringen es ins Kreisen. Ein jeder sieht für einen Augenblick die Mündung des Pistols stumm drohend auch auf sich gerichtet. Die Achse wirbelt immer schneller.

Schon geht der Wirt, die Zündschnur anzustecken. Da endlich kommt dem Händler aus Athen ein Ahnen. Und er begreift, daß einen wenigstens — in seinem Spiel den überzähligen Einundzwanzigsten! — die Kugel treffen muß. „Halt!" schreit er fast entrüstet und nicht zum wenigsten entsetzt. „Halt! Haltet ein! Was . . ."

Man sieht ihn spöttisch und verweisend an. Die Verachtung der Sulioten läßt ihn schweigen. Das Wort bleibt ihm im Halse stecken. Die Zündschnur glimmt. Das Feuer frißt sich weiter . . . weiter . . . weiter . . .

Der Händler, bleich vor Angst, wagt zaghaft noch einmal zu warnen: „So haltet ein! Der Tod ist einem ernsten Menschen mehr als nur ein bloßer Zufall!"

Der Faden glimmt — — und glimmt sehr nahe schon dem Zünder. Doch einer von den Tapferen spottet: „Kläre uns das Rätsel der Geburt! Wenn du das Leben mehr als einen Zufall nennen kannst, dann, aber dann erst magst du auch dem Tod dein Urteil sprechen! Gib deine Antwort, Dummkopf!"

Der andere öffnet seinen Mund, und jeder ist gespannt, was er zu sagen haben wird . . . da aber glimmt es vor der Zündung . . . da kracht der Schuß . . . und dem, der sich dem Zufall widersetzte, verschlägt derselbe Zufall seine Antwort auf die Frage aller Fragen, die Antwort, die, vielleicht, ein letzter Seufzer geben könnte, die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, für die man — nicht allein in Suli — dies Leben letzten Endes lebt — —

Die Warnerhand.

Anekdote von **Kurt Lütgen.**

In einem Zimmer des Rathauses von Meißen befindet sich an der Wand eine in Stein gehauene, geschlossene Hand mit warnend erhobenem Zeigefinger. Sie wurde dort zum Gedächtnis an ein seltsames, folgenschweres Ereignis eingemauert, das sich im Jahre 1580 zugetragen haben soll.

Zu jener Zeit lebte in Meißen der Waffenschmied Hans Wolfrum, ein angesehener Meister und bei allen Bürgern wohlgelittener Mann, der nur an einem Mangel litt: an seinem allzu heftigen, jähzornigen Temperament. Dieses Fehlers wegen und weil er der Gewohnheit seiner Zeit entsprechend einem tiefen Trunk sehr zugeneigt war, sah es um den Frieden in seinem Hause nicht so wohlbestellt aus, wie seine Frau und er selbst es wünschten. Trotz aller gelegentlichen Zwistigkeiten nämlich hatten sich die beiden recht lieb. Zu allem Übel vermochte auch die Frau ihr rasches und heftiges Mundwerk nicht immer so zu bezähmen, wie es um des lieben Friedens willen nötig gewesen wäre.

An einem Vorfrühlingstag des Jahres 1580 hatte die Frau den ganzen Tag hindurch vergeblich auf die Heimkehr ihres Mannes gewartet. Das Mittagessen war verkocht, alle Mühe um die Behaglichkeit des Hauses wieder einmal umsonst gewesen. Sie sah daher der Heimkehr ihres Mannes nicht in bester Laune entgegen.

Als er nun endlich abends nicht mehr nüchtern und infolgedessen selbstbewußter als sonst ankam, empfing sie ihn mit heftigen Vorwürfen. Statt mündlicher Antwort ergriff er seinen Stock und schrieb ihr damit auf den Rücken, daß er anderer Meinung sei und ein freier Mann. Nachdem er sich auf diese nachdrückliche Art Ruhe verschafft hatte, stieg er brummend ins Bett und verschlief seinen Rausch.

Am anderen Morgen fand er zu seinem Schrecken seine Frau nicht im Hause, und da er sich nun mit Schaudern seiner Gewalttätigkeit erinnerte, mutmaßte er entsetzt, sie möchte sich ein Leid angetan haben. Weil auch seinen Nachbarn der Lärm des verwichenen Abends nicht entgangen und es stadtbekannt war, daß er mit seiner Frau nicht immer sanft umging, verdächtigte ihn die üble Nachrede bald, er habe seine Frau in den Tod getrieben. Dieser Verdacht fand neue Nahrung, als tags darauf am Ufer der Elbe etwas unterhalb Meißen die Leiche einer Frau angetrieben wurde, deren Gesicht und Leib von treibenden Eisschollen bis zur Unkenntlichkeit zerstoßen war.

Meister Wolfrum wurde daraufhin in Haft genommen und gestand selbigen Tages unter den Qualen der Folter, seine Frau in den Strom gestoßen zu haben. Das Gericht verurteilte ihn zum Tode. Fünf Tage nach dem Verschwinden seiner Frau wurde er auf das Rad geflochten und erlitt ein unseliges Ende.

Am Tage nach der Hinrichtung aber traf seine Frau frisch und gesund in Begleitung ihres Vaters wieder in der Stadt ein. Sie war am Abend des Fastnachttages aus dem Hause und der Stadt entwichen, um bei ihren Eltern in Dresden Trost und Beistand zu suchen. Da ihre Eltern meinten, es sei dem Jähzornigen heilsam, ein wenig in Ungewißheit auf seine mißhandelte Frau zu warten, hatte sie sich ein paar Tage in ihrer Vaterstadt aufgehalten. Und nun, da sie kam, sich mit ihrem Mann auszusöhnen, traf sie gerade noch früh genug ein, ihn zur letzten Ruhe zu betten.

Der Richter — so meldet die Chronik —, der das Todesurteil gefällt hatte, starb am Schlage, als man ihm die Rückkehr der Frau des Waffenschmieds meldete. Der Schöffe, der den Stab über den Verurteilten gebrochen, verfiel in Schwermut für den Rest seines Lebens.

Der Rat der Stadt aber ließ in der Gerichtsstube des Rathauses die warnende Hand zum Gedächtnis anbringen, um Richter und Schöffen für alle Zeit vor übereiltem Urteilsspruch zu warnen und sie an den alten Spruch zu erinnern, der da heißt:

„Richte hart, Richter, doch richte recht!
Gott ist dein Herr, du bist sein Knecht."



Bunte Chronik



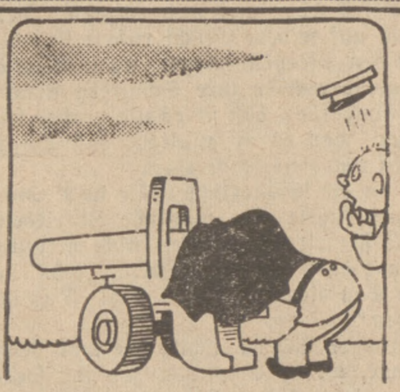
Ein Wunder des Telephons.

In diesen Tagen hat die Funkstation eines großen Ozeandampfers mitten auf dem Atlantik mit einer Telephonzelle im Londoner Straßengewühl eine bewundernswerte fernmündliche Verbindung herstellen können. Ein Passagier äußerte den Wunsch, mit seinem Freund in einem Londoner Vorort telephonisch zu sprechen. Die Funkstation rief London an und erhielt kurz darauf die Nachricht, daß unter der betreffenden Telephonnummer sich niemand melde. Darauf gab sie Anweisung, in einem Nachbarhaus anzurufen, das die Auskunft gab, der betreffende Freund sei im Auto nach London gefahren. Der Passagier auf dem Atlantik bat darauf, die nächste Garage anzuläuten, von der er Auskunft über die Autonummer seines Freundes erhielt. Inzwischen hatte die Funkstation auch das Londoner Polizeipräsidium benachrichtigt, das zusagte, Wagen und Wagenbesitzer durch Polizeibeamte anhalten zu lassen, falls sie irgendwo in der Stadt auftauchten. Es dauerte tatsächlich noch nicht zwei Stunden, als in der Kabine des Ozeanreisenden abermals das Telephon läutete und man die Stimme des Freundes hörte: „Hallo, mein Junge, was ist denn los? Ich spreche gerade hier von einer Telephonzelle auf dem Trafalgar-Platz, in dessen Nähe mich die Polizei angehalten hat!"



Lustige Ecke





Der Photograph, der zur Artillerie kam.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.